Nr. 28 Illustriertes Unterhaltungsblatt. 1909

Die Säge von Mariels.

Erzählung von Ernst Zahn.

(Fortsetzung.)

Angelina schnellte aus der halb zusammengesunkenen Stellung auf, in die des Bruders größere Körperkraft sie gezwungen hatte. Ihr Innerstes bäumte sich gegen den Zwang auf, den sie ihr und dem anderen, dem Moses, antaten.

„Er ist fort!“ schrie sie den Bruder triumphierend an. „Ich will es Dir sagen, daß Du es weißt. Jetzt ist er fort, weit fort. Du findest ihn nicht mehr, Du!“ Und in der Verlorenheit ihres Zornes, aus ihrer Ohnmacht, ihrer Bewußtlosigkeit und ihrem Taumel heraus schlug sie mit der Faust nach Joseph.

Der wurde bleich und vermochte vor Bestürzung weder zu handeln noch zu sprechen.

Maria Lombardi aber führte die Tochter in die Stube und entschied: „Das muß ein Ende haben. Ich bringe Dich zu meinem Bruder nach Uri.“

Der Tag, der diesem Morgen folgte, war fürchterlich. Joseph zwar beruhigte sich, nachdem die Mutter mit ihm gesprochen und ihm ihren Entschluß, Angelina außer Landes zu bringen, mitgeteilt hatte; aber es lastete ein entsetzlicher Druck auf dem Hause. Die Mutter und die beiden Kinder waren wie drei feindliche Parteien. Sie nahmen nicht wie sonst gemeinsam die Mahlzeiten ein, sondern Frau Maria saß allein am Mittags- und Abendtisch, Joseph schützte Arbeit vor und aß im Dorfe, Angelina aber nahm nur im Vorbeigehen einen Bissen Brot aus einem Schranke, selbst das geschah gedankenlos und mechanisch, nicht aus Hunger. Dennoch taten ihnen die Seelen weh nacheinander. Inmitten aller zornigen Erregung verlangten sie heiß, wenn auch ohne daß sie es sich gestanden, nach der friedlichen Zeit, in der sie gelebt, und in jedem von ihnen war die Liebe zu den beiden andern so groß, daß sie sie brannte und daß es ihnen köstlich gewesen wäre, ein gutes Wort den Geliebten zu sagen.

Angelina brachte den Großteil des Tages in ihrer Kammer zu. Einmal aber ging sie trotzig über die Straße. Sie besuchte die Aschwandin, sprach mit ihr von Moses, trug ihr die Nachricht zu, daß er außer Landes geflohen sei.

In dem gelben faltigen Gesicht der kränkelnden Frau zuckte und arbeitete es einen Augenblick, bis sie das Weinen verwunden hatte. Dann aber sagte sie ein tief aus der Brust heraufgeholtes: „Gott sei Dank!“

Maria Lombardi hatte die Tochter über die Straße gehen sehen und sie nicht zurückgerufen. „Morgen,“ dachte sie, „morgen wird das ein Ende haben.“

Joseph besprach mit den Dörflern von Mariels Moses' Flucht. Er zweifelte nicht daran, daß die Schwester die Wahrheit sprach.

P. J. Proudhon.

Den Marielsern tat er es auf seine Art zu wissen: „Angelina meint, er sei geflohen,“ erzählte er. „Sie geht, wie Ihr wißt, noch immer aus Mitleid mit der Aschwandin um, nun glaubt die Alte, daß der Sohn fort sei!“

So schonte er die Schwester trotz allem Zorn, den er gegen sie hegte.

Die Marielser schimpften. Es sei eine Schmach, daß der Rote entkommen sei. Und sie berieten hin und her, welche Fehler gemacht worden seien und auf welch andern Wegen sie Moses doch hätten fangen können.

„Ich gebe es noch nicht auf,“ sagte Joseph Lombardi. „Wenn ich erfahre, wo er ist, will ich ihm die Polizei schon auf den Hals hetzen. Jeder Staat liefert die Mörder aus.“

Die Marielser sahen einander an. Sie fingen an, heimlich über Joseph zu lächeln, der viel sprach und wenig erreichte.

Der Tag verging in den Abend. Wieder blieben die drei in der Säge einander fern. Die Knechte und die Magd steckten die Köpfe zusammen: „Böses Wetter, sapperlot,“ sagten sie und hatten ihre Freude an der Zerfallenheit derer, die sie sonst regierten. Angelina saß müßig in ihrer Kammer. Was sollte sie tun? Nichts freute sie. Sie hatte keine Hoffnung und keinen Ehrgeiz, nichts als den stumpfen Groll und daneben den stechenden Schmerz. Sie sollte morgen nach Uri? Warum nicht? Sie wollte gehen. Dort würde sie arbeiten. Und einen Augenblick lang sprang eine leise Freude in ihr auf — dort brauchte sie sich nicht mehr zu wehren, war vielleicht kein Streit mehr. Aber die Mutter zu verlieren, war ihr eine neue Qual.

Vor ihrem Fenster war ein wolkiger Himmel. Es war kalt geworden, hatte geregnet des Tages, in den Bergen geschneit, und nun war jenes Stehen, langsame Sichverschieben, dann Wandern und Zerreißen der Wolken, wie es dem Aufhellen des Wetters vorangeht.

Angelina saß auf dem Rand ihrer Bettstatt, die Hände im Schoß. Jetzt war sie froh, daß sie niemand sah, weder Mutter noch Bruder. Jetzt dachte sie an Moses. Er wanderte jetzt. Sie erwog gar nicht, daß es anders sein könnte. Es war ihr wie aus dem Gedächtnis gefallen, daß Moses kränker geworden sein könnte. Nach einer Weile stand ein Stern vor ihrem Fenster. Im Aufblicken sah sie ihn plötzlich. Er hatte ein stilles, reines Licht und stand in einem kleinen hellen, von Wolken umgebenen Stück Himmel wie ein leuchtendes Inselchen in einem bergumschlossenen See. Der Stern hielt ihren Blick fest. Sie wurde fast ruhig, während sie ihn anschaute. Sie hätte sich jetzt auf ihr Bett legen und schlafen können. Vielleicht war es auch Erschöpfung, was sie ergriff. Sie wollte sich eben in die Kissen zurücklehnen, da hörte sie, wie der Hund anschlug. Schritte näherten sich über den Werkplatz. Dann wurde an die Haustüre gepocht. Es war nichts Außergewöhnliches, daß noch jemand klopfte, nachdem

die Tür schon geschlossen war, aber sie erschrak doch, und der Schrecken jagte sie vom Bett auf an die Kammertür. Sie hörte den Bruder aus der Stube treten, die er sich zu einer Art Amtsarbeitsraum gemacht hatte, vernahm, wie er die Tür öffnete, dann lautes und darauf leiseres Gespräch.

Hatte sie sich getäuscht oder war es wirklich? Sie hatte des Bannwarts Stimme zu erkennen geglaubt. Sie wußte es nicht, wußte es gar nicht, aber es war ihr auf einmal, als sei es nicht anders. Das Herz klopfte ihr. Alle Ruhe war vorbei, das Schlafbedürfnis gewichen. Nur der Groll war noch da, und der wilde Mut kam wieder.

Unten trat Joseph in seine Stube zurück. Nach wenigen Augenblicken hörte sie ihn mit dem, der gekommen war, davongehen. Sie schienen Eile zu haben.

Angelina kehrte auf ihren Platz zurück. Sie hatte das Verlangen, hinunterzulaufen, zu fragen, was es gebe. Aber es war Unfriede zwischen der Mutter und ihr! Sie konnte sich nicht überwinden. Sie konnte auch nicht schlafen. Sie saß und wartete lauschend.

Ob er zurückkam, Joseph?

Manchmal trieb die Unruhe sie im Zimmer hin und her.

Aber Joseph kam nicht.

Der Stern über ihrem Fenster bekam Gesellschaft. Die kleinen goldenen Augen des Himmels taten sich zu Tausenden auf. Die Wolken zogen nach Süden.

Aber Joseph kam nicht.

Angelina trat ans Fenster. Nun war der Himmel schon ganz klar. Nur ganz fern am südlichsten Saume des Tals segelten noch zwei schwarzbraune Wolken, fernhin, fernerhin.

Angelinas Unstätheit wuchs. Es war fürchterlich: Was tat Joseph im Dorf oder wohin war er gegangen? Warum kam er nicht mehr? War Moses —

Zum erstenmal schoß der Gedanke in ihr auf, Moses könnte noch auf der Alpe sein, der Bannwart ihn gefunden haben. Als sie das dachte, litt es sie nicht länger. Sie riß ein Tuch aus ihrem Schrank, nahm es, öffnete vorsichtig ihre Tür und lauschte hinab. Alles war still, nur der alte Hund mußte wach sein. Sie hörte, wie unten im Hausflur ein Tappen ging. Jetzt stahl sie sich zur Treppe. Plötzlich stand sie still und lauschte wieder.

Wer kam da?

Es war wie das Heranziehen eines Haufens. Getrampel! Murmeln vieler Stimmen! Laut und deutlich ein Ruf! Sie kamen! Joseph! Er brachte Leute!

Sie blieb oben an der Treppe stehen und wartete, während Herzklopfen ihr den Atem engte. Deutlich unterschied sie dann das Nahen vieler Menschen. Jetzt waren sie auf der Straße, jetzt an der hinteren Haustür. Joseph war bei ihnen. Seine Stimme übertönte zuweilen die der andern. Dann sprach er dicht vor der Tür, dann im Flur. Angelina hörte die halb lachend hingeworfenen Worte: „Ich will nicht mit leeren Händen gehen, wo ihr alle etwas zum Wehren bei Euch habt. Man kann ja nicht wissen."

„Vielleicht ist er schon verreckt, bis wir kommen," ließ ein anderer sich roh von außen her vernehmen.

Sie hatten ihn gefunden! Moses! Herrgott!

Angelina wußte nicht mehr, was sie tat. Ihre Gedanken jagten sich. Was sollte sie beginnen? Was geschah mit — — Was —

Sie riß das Fenster auf, das sich über der Treppe befand. Es klirrte leise. Aber die unten machten so großen Lärm, daß sie darauf nicht achteten. Das Mädchen sah die Schar. Es waren dreißig, vierzig Männer, alle mit Stöcken, viele mit Gewehren, einzelne mit Aexten ausgerüstet. Da war der hagere, alte, trunksüchtige Schmied mit seinen zwei jungen Gesellen, rohe Patrone, durch ihre Streitsucht bekannt, die sie besonders an blauen Montagen gefährlich machte. Da war der Schlächter, ein kleiner dicker Mann mit einem Stiernacken und fleischigen Händen, die selbst an Feiertagen wie blutig aussahen. Eine Anzahl Bauern waren da, vor allem jüngere. Sie hatten jetzt etwas von der Ausgelassenheit an sich, die sie auf dem Tanzboden zeigten. Ihre Beine stampften. Zuweilen jauchzte einer. Was sie vorhatten, schien ihnen ein Fest. Auch der Gemeindepräses war gekommen, ein großer, stattlicher und die Würde wahrender schwarzbärtiger Mann. Angelina kannte ihn. Er war tüchtig, brutal im Gefühl der ihm anvertrauten Gewalt, gefürchtet, wenn der Jähzorn ihn packte.

Joseph kam jetzt zurück. Er trug das Gewehr wie die andern. Als er sich bei diesen einfand, erblickte einer von ihnen Angelina am Fenster.

„Leb wohl, Angelina," rief der Marielser herauf. „Wir gehen auf die Jagd. Diesmal kommen wir nicht ohne ihn. Der Bannwart weiß, wo er ist."

Er grüßte mit der Hand. Andere taten desgleichen. Joseph hatte einen Blick nach der Schwester hinaufgeworfen. Er drehte sich aber rasch wieder ab und sprach etwas zu den Gefährten, was sie nicht verstand. Dann setzte sich die Schar in Bewegung, über den Werkplatz, dann den Hang hinan, bergzu.

Angelina stand mit weitaufgerissenen Augen. Die Hände umklammerten das Fensterbrett. Sie meinte rufen zu müssen: „Bleibt hier! Geht nicht, ihr!" Es war ihr, als kreischte sie es ihnen nach. Es kam auch ein Ton aus ihrer Kehle, — aber er drang nicht weit.

Unten war der Hund aus dem Hause getreten und umschnüffelte den Platz. Auch Frau Maria kam, stand auf der Schwelle und blickte den Männern nach. Dann gewahrte das Tier Angelina am Fenster. Es wedelte und stand und wandte den Blick nicht mehr von ihr. Das weckte sie. Die Mutter konnte aufmerksam werden! Sie, Angelina, wollte ihr jetzt nicht begegnen. Sie trat jäh vom Fenster zurück. Dann sammelte sie die Gedanken. Sie sprangen gehorsam auf, scharf zuckend wie Blitze. Nein! Nein! Sie ließ ihn nicht im Stich, Moses! Sie wollte schon nach! Denen dort nach! Sie war noch müde gewesen vom ersten Gang! Aber jetzt. Haha! Sie kam ihnen schon noch zuvor. Sie —

Sie war jetzt in einer wahnsinnigen Unruhe. Was, Gefahr! Sie lachte nur. Sie fürchtete sich vor nichts! Vor gar nichts!

Frau Maria war ins Haus zurückgegangen. Die Wohnstubentür fiel schwer ins Schloß.

Jetzt ging Angelina. Sie stürmte hinab. Ob die Mutter sie hörte, kümmerte sie nicht. Sie ließ sich jetzt nicht aufhalten. Der Hund sprang auf sie ein. Sie ließ ihn nie ohne ein gutes Wort. Jetzt achtete sie seiner nicht. Das Tuch umgeschlagen, das blonde Haar wirr, rannte sie bergan. Der Hund folgte ihr ein Stück. Als sie ihn nicht lockte, kehrte er traurig um.

Angelina mußte bald innehalten, um Atem zu schöpfen. Der Körper hielt dem heißen Willen nicht stand. Die Männer, die ihr ohnehin ein gutes Stück voran waren, waren stärker und frischer. Auch sie trieb ein wilder Eifer. Aber als sie einen Augenblick ausgeruht, stachelte die Angst das Mädchen und hetzte sie weiter.

Die Nacht war vorgeschritten, es ging schon dem Morgen entgegen. Die Frische und Klarheit wuchsen. Angelinas Weg führte durch steilen, steinigen Wald. Er gab Laute besser wieder als der freie Alpboden. Hoch oben hörte sie die Stimmen und Schritte derer von Mariels.

Sie mußte sie umgehen! Mußte! Die Knie zitterten ihr. Ihre Brust hob und senkte sich stoßweise. Sie keuchte. Aber sie stürmte weiter. Und als sie zwischen den Stämmen hindurch die letzten der Dörfler sah, brach sie in den Wald hinein und arbeitete sich durch Gestrüpp und über moosige Blöcke weiter, den Bauern voran. Sie wußte nicht, wie es ihr gelang, trotz des Umweges und der Vorsicht, mit der sie sich vor den andern verbergen mußte, den Vorsprung zu gewinnen. Sie dachte nicht mehr nach, jagte nur aufwärts, taumelnd, mit Händen und Füßen arbeitend. Die Kehle war ihr ausgedörrt. Die Stirn schmerzte sie bei jeder Bewegung. Baumäste griffen ihr in die Zöpfe und rissen die aufgesteckten los, daß sie lang über den Rücken hingen. Das schwere Geflecht vermochten sie nicht zu lösen, aber da und dort hing das Haar zerzaust und Dornen staken, wo die wilden Himbeerbüsche hineingestochen. Durch die Wange lief ein blutender Strich. Auch dort hatte ein Dorn gepackt. Ein Fetzen baumelte vom Aermel des dunkeln, schlichten Kleides.

Endlich stand Angelina Lombardi unter den letzten Bäumen des Waldes. Dicht darüber begann die Steinwüste der toten Alp. Die Blöcke lagen im Dämmerlichte des kommenden Morgens grau und schwer gleich einer schlafenden Herde gewaltiger Tiere da. Ein Fußpfad kaum mehr erkennbar, führte zwischen ihnen hindurch, der Hütte zu, wo Moses noch sein mußte. Angelina rannte ihn hinan. Hinter sich hörte sie die Männer. Sie stolperte. Der Weg drehte sich mit ihr, aber sie sprang, stürzte, jagte. Sie kümmerte sich nicht mehr, ob sie sahen, wußte auch nicht, was sie im Sinne trug, ob sie eilte, Moses zu warnen, ob sie ihn vor denen, die kamen, schützen wollte, nichts wußte sie. Nur — zu ihm mußte sie!

(Schluß folgt.)

Lied der Alten.

Bewacht von Sklavenhaltern
Sind wir der Fron geweiht.
In bittern Nöten altern
Wir lange vor der Zeit.

Wir tragen an den Lasten,
Des Elternerbes schwer,
Am Darben und am Fasten,
An flammendem Begehr.

Und lassen unsern Jungen
Das gleiche einst zurück:
Ein Herz, das notdurchdrungen,
Festhält am Zukunftsglück.

Leo Heller.

Eismaschinen und Kühlanlagen.

Von Karl Hermann.

(Schluß.)

Bei der Anordnung der Maschinenanlage kommt es zunächst darauf an, ob sie wirklich Eis machen oder nur für Räume und Waren Kälte erregen soll, bei ihrer Konstruktion aber, welches Gas man als Kältemittel wählt. Der letztere Punkt mag für uns weniger wichtig sein, denn an dem erwähnten Prinzip ändert sich nichts. Nur der Klarheit wegen nehmen wir eine Anlage zur Eisfabrikation an. Drei Apparate unterscheiden wir da, den Eisgenerator, Kompressor und Kühler. Der erste ist ein großes, meist viereckiges, etwas in den Erd-

boden eingelassenes Bassin, worin eine Anzahl fortlaufend miteinander verbundener, schmaler Rohre untergebracht sind. Ihre einzelnen Züge liegen parallel oder kreuzweise, immer aber in mehreren Schichten mit kleinem Zwischenraum, damit sie ziemlich den gesamten Innenraum des Bassins ausfüllen. Das Rohrsystem beginnt unten bei einem sogenannten Reduzierventil und endigt oben in einer Rohrleitung, die nach dem Kompressor, einer starkgebauten Gaspumpe, geht. In deren Zylinder bewegt sich ein mit dem schweren Schwungrad verkoppelter Kolben, durch dessen Wirkung besondere, seitlich am Zylinder sitzende Ventile betätigt werden. Sie öffnen und schließen sich abwechselnd je nach der Richtung der Kolbenhube und stellen so eine Verbindung her zwischen den beiden Räumen, die der Kolben aus dem Zylinderhohlraum aufteilt, und zwei verschiedenen Kanälen und Rohrwegen. Der eine von ihnen trifft stets den Raum, der sich durch das Vorwärtseilen des Kolbens jedesmal erweitert und das betreffende Gas einzieht. Rohr, Kanal, Ventile bilden die Saugseite des Kompressors, während die andere Gruppe, deren Spiel mit dem Zurückkommen des Kolbens und dem dadurch herbeigeführten Einpressen des Inhalts zusammenfällt, als Druckseite fungiert. Demnach strömt an der Saugseite kontinuierlich Gas in die Maschine hinein, an der Druckseite schießt es unter starker Pressung hervor. Das Rohrsystem des Eisgenerators mündet in der Saughälfte, bei der Druckhälfte schließt sich die Leitung zum Kühler an. Dieser, auch Kondensator genannt, besteht entweder aus einer Spiralrohrschlange inmitten eines vertikalen zylinderischen Behälters oder eine Reihe horizontaler, übereinandergelagerter, gerader Rohre. Das Gas dringt vom Kompressor unter Druck inwendig in den Rohrzügen hin, im ersten Falle füllt man den ganzen Behälter mit nachfließendem kalten Wasser, im zweiten rieselt es von oben über die Züge herab. Folglich ist das Gas innen im Trocknen, aber an den Rohrwandungen muß es abkühlen. Schließlich existiert eine Rohrverbindung vom Kondensator nach dem Reduzierventil des Eisgenerators, und damit wäre ein regelrechter Kreislauf fertig.

Um uns die Funktionsweise der Anlage vorstellen zu können, denken wir uns die Rohre des Kondensators und Eisgenerators, sowie den Kompressor voll Gas, zum Beispiel Kohlensäure, und würden nun die Maschine anlassen. Die mit Handrad ausgerüsteten Absperrventile, die an verschiedenen Punkten des Rohrweges, so am Kompressor, Kondensator, eingefügt sind, werden vorher geöffnet, nur das besonders eingestellte Reduzierventil vor dem Eisgenerator hält inwendig einen verschwindend schmalen Weg, über den sich das Gas mit großer Gewalt drängen muß. Da der Kompressor das Gas beständig aus den Rohren des Generators fortsaugt, durch die Drosselung des Reduzierventils aber nur wenig nachströmen kann, so entsteht im Rohrsystem des Generators ein geringer Druck. Weil dagegen das Reduzierventil das Gas nach dem Kondensator hin aufstaut, der Kompressor indes der anderen Seite das von vorhin eingepumpte Gas heftig hinzudrückt, so steigt die Spannung in diesem Rohrsystem beträchtlich. Sie werden weiter von außen immer gekühlt, und im Falle der Kohlensäure tritt im Kondensator wirklich die Verflüssigung ein, sobald der Druck 60 Atmosphären und das Gas die Temperatur des kalten Wassers erreicht hat. Die flüssige Masse sammelt sich in den Kondensatorrohren und fließt bis an das Reduzierventil vor dem Generator, doch hier hört ja der Druck plötzlich auf: sie spritzt in den Generatorrohrgang und verdampft in der niedrigen Spannung. Ihre Dünste, also das reine Gas wiederum, werden vom Kompressor von neuem angesaugt, komprimiert, im Kondensator verflüssigt, abermals unten verdampft und so fort im Kreislauf, solange die Maschine arbeitet. Wir haben dabei immer in den Rohrgängen des Generators verdampfende und verdampfte Kohlensäure mit niedrigem Druck, bis an die Saugseite des Kompressors, an dessen Druckseite und in den ersten Gängen des Kondensators luftförmige, wärmere, stark gepreßte Kohlensäure, in seinen unteren Rohren bis zum Reduzierventil flüssige, gekühlte Kohlensäure mit hohem Druck. Diese Spannungsverhältnisse kontrollieren dem Maschinisten jederzeit sichtbare Manometer, deren Zuleitungsröhren an den betreffenden Punkten abzweigen.

Infolge des kontinuierlichen Verdampfens flüssiger Kohlensäure werden natürlich die Rohre des Generators sehr kalt, ihre Temperatur schreitet dem Siedepunkt des Gases, — 80 Grad, zu. Um die Kälte zu verwerten, enthält das Bassin eine Flüssigkeit, deren Gefrierpunkt möglichst tief liegt, einige Grade unter dem Eispunkt des Thermometers, und in diese tauchen die Eiszellen, ungefähr 1 Meter hohe, schmale Blechkästen. Sie stehen, bis oben mit reinem Wasser gefüllt, in Reihen zwischen dem Rohrwerk. Die Flüssigkeit, meist eine Lösung von Chlorcalciumsalz, hat lediglich den Zweck, die Kälte zu übertragen, deshalb sorgt ein kleines Rührwerk dafür, daß sie sich zwischen den Gasrohren und Eiszellen bewegt. Das Wasser, mit dem man die Eiszellen beschickt, kann einfaches Leitungswasser sein; es erstarrt bald und bildet einen in die Form der Zelle eingefrorenen Eisblock. Weil aber das Leitungswasser immer Luft birgt, die dann in unzähligen Bläschen das Eis durchsetzt, so sieht dieses wie Hutzucker weiß aus. Damit es jedoch dem Kandiszucker ähnelt, Kristalleis wird, benutzt man jetzt oft destilliertes Wasser, wohl auch vorher tüchtig abgerührtes Brunnenwasser. Die völlig durchgefrorenen Zellen hebt man heraus, bei mittleren und größeren Anlagen direkt eine ganze Zellenreihe mittels eines über dem Generator gebauten Laufkranes, senkt sie einen Augenblick in einen Kasten mit wärmerem Wasser, um die Ränder der Blöcke von den Zellenwandungen loszutauen, und stürzt sie auf schiefer Ebene heraus. So wäre das Kunsteis zur beliebigen Verwendung fertig.

Eine hübsche Naturerscheinung sehen wir bei einer in Tätigkeit stehenden Eismaschine: auf allen den freiliegenden Rohren, Ventilen, Kompressorteilen usw., die das tiefkalte Gas transportieren, schlägt sich die stets in der Luft vorhandene geringe Feuchtigkeit nieder und gefriert. Im heißesten Sommer erglänzen diese Teile in einem weißen Schneeüberzug.

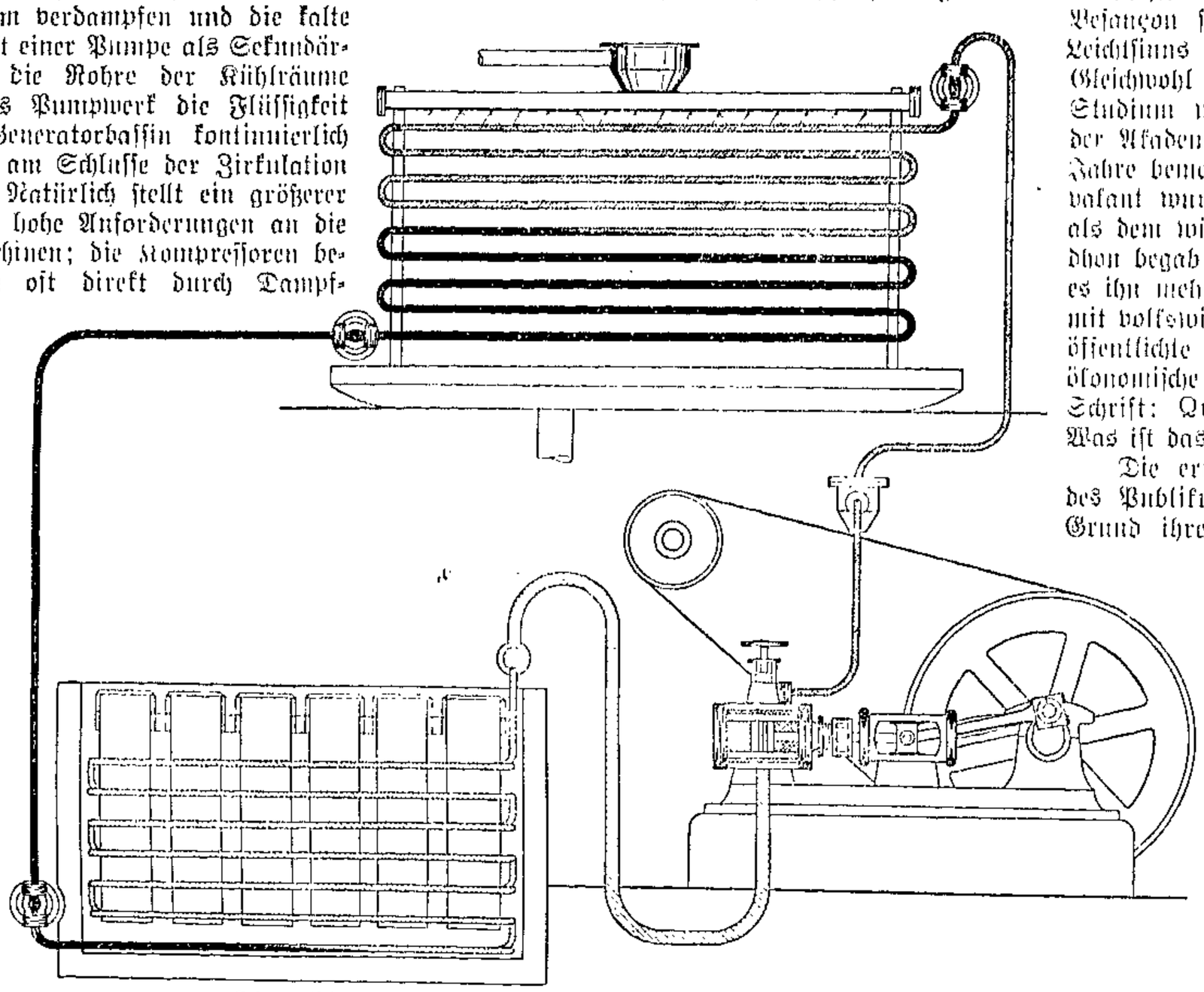
Betrachten wir noch kurz die Maschinenanlage. Daß der Kompressor einen besonderen Bau erfordert, ist schon im Falle der Kohlensäure wegen des gewaltigen Pressungsdruckes nötig, den alle Teile mit Sicherheit zu ertragen haben. Es läuft aber ferner stets einunddieselbe Quantität des Kältemittels um, deshalb ist es recht und billig, nutzloses Entweichen des Gases zu vermeiden. Das kann hauptsächlich an der Stopfbüchse am Kompressorzylinder geschehen, dort, wo die Kolbenstange durch die Stirnwand des Zylinders dringt. Die Stoffbüchse besteht aus konzentrischen Metallteilen, die eine Packung aus besonderem, weichen Material um die unvermeidliche Durchlaßöffnung pressen, damit aus dem Zylinderinneren nichts herauskommt. Bei den Eismaschinen muß die Stoffbüchsenanordnung deshalb derartig spezialisiert werden, daß der Cylinder ein eigentümliches Aussehen erhält, das noch vermehrt wird von der abweichenden Gestalt der übrigen Organe, Ventile usw., die man teils mit Rücksicht auf den hohen Druck, teils wegen der Natur der in ihnen kreisenden Stoffe anders als sonst verfertigt. Weil nun der intensive Druck bei Kohlensäure das Undichtwerden der Packungen erleichert, könnte man meinen, es sei günstiger, als Kältemittel schweflige Säure oder Ammoniakgas zu benutzen, die nur jenen geringen Druck verlangen, sich indes an Undichtigkeiten sogleich durch den Geruch verraten. Diese beiden Gase verwerfet man ja tatsächlich auch in Eismaschinen, vor allem das Ammoniak, und zwar ändert sich dann in dem eben geschilderten Prinzip nichts, wir finden dieselbe Reihenfolge der Apparate und die gleichen Funktionen, nur deren Dimensionen sind anders wegen der Verhältnisse mäßigeren Drucks, ebenfalls wegen des geringeren Kältegrades. Betrachtet man den vom Standpunkt unserer gewöhnlichen Temperaturen, so beträgt er bei schwefliger Säure etwa 1/8, bei Ammoniak die Hälfte.

Man darf aber nicht glauben, solche Eismaschinen wären darum um soviel minderwertiger, denn die Leistung richtet sich zunächst nicht nach der Temperaturtiefe. Wie liegen die Dinge eigentlich? Nehmen wir an, sämtliche Zellen eines Eisgenerators sind mit reinem Wasser von 10 Grad Celsius, zusammen mit 1000 Liter, gefüllt. Aus der Physik wissen wir, daß man einem Liter Wasser einen bestimmten Vorrat an Wärme beibringen muß, um seine Temperatur um 1 Grad Celsius weiter zu treiben, beispielsweise von 15 auf 16, von 43 auf 44 Grad. Dieser Wärmeschatz heißt 1 Kalorie. Um Eis zu schmelzen, muß man ihm eine ziemlich beträchtliche Wärme zuführen; will man nämlich einen Liter Eis soweit auftauen, daß ein Liter Wasser von eben 0 Grad resultiert, so beansprucht es 79,25 Kalorien. Umgekehrt hat man einem Liter Wasser von 0 Grad ebensoviele Kalorien zu entziehen, um es in Eis zu verwandeln. Den 1000 Litern Wasser würden also einmal 10 000 Kalorien zu rauben sein, bis es 0 Grad besitzt, dann noch weitere 79 250, ehe es Eis wäre, insgesamt 89 250 Kalorien. Die Wärme abzuführen vermag jedes der verflüssigten Gase, weil alle unter dem Eispunkt sieden. Bringt eine Eismaschine, gleichgültig mit welchem Kältemittel, diese Wärmeentziehung zuwege und braucht dazu eine Stunde Zeit, dann sagen wir, sie entwickelt eine Leistung von dieser Anzahl Kalorien pro Stunde und mit dieser Angabe hätten wir den Maßstab für die Leistungsfähigkeit einer Eismaschine gefunden.

Das Prinzip der Eismaschine gestattet weiter, wie wir am Anfang sagten, die Kühlung größerer Räume, und zwar wird sie keineswegs von dem Eis selbst bedingt, sie ist vielmehr von diesem Produkt gänzlich unabhängig. Man kann wohl die Eisfabrikation mit der Raumkühlung kombinieren, indem man entweder die Kälte der verdampfenden Gase in ähnlichen Rohrsystemen wie im Eisgenerator einfach der Luft des betreffenden Raumes mitteilt, oder einen Generator zur Eisbereitung aufstellt und die kalte Salzlösung durch die Rohre des Raumes pumpt. Beide Methoden sind in der Praxis im Gebrauch. Die Kühlräume unterscheiden sich hauptsächlich nach ihrem Zweck und ihrem Umfang voneinander. Manchmal nur kammerähnliche Gelasse, wie in kleineren Betrieben der Nahrungsmittelgewerbe, oft Neben- und Kellerräume, die wie in Markthallen riesige Größe haben, bisweilen besondere, nur aus verschiedenen Kühlräumen und deren Abteilungen bestehende Gebäude, auf Schlachthöfen und in den gewerbsmäßig vermieteten Kühlhallen.

Die Einrichtung einer derartigen Anlage richtet sich nach dem Zweck. Der eigentliche Kühlraum ist zum Schutz gegen die äußere Wärme oft in Mantelmauern eingeschlossen, wo nach der Gebäudemauer erst ein Luftzwischenraum und danach eine zweite Innenmauer folgt. Für Schutz der gesammelten Kälte sorgen ferner passende Umkleidungen, doppelte Türen usw. Die Kälteeinrichtung setzt sich aus den innerhalb des Kühlraumes an seiner Decke installierten Röhren und, wie sonst, aus Kompressor

und Kühler zusammen, die sich an einer geeigneten Stelle in der Nähe befinden. Die Kälterohre sind meist gerade und an den Enden durch halbkreisförmige Bogen zu ununterbrochenen Schlangenzügen vereinigt; sie hängen in wagerechten Reihen übereinander. Mit der einen Seite münden sie am Kompressor, mit der anderen am Kondensator und soweit gleichen sie den Rohren des Eisgenerators. Das in ihnen verdampfende Gas entwickelt Kälte, die sich von den Oberflächen an die Luft überträgt und sie je nach den im Kühlraum lagernden Waren auf ein paar Grade oberhalb oder unterhalb des Gefrierpunktes temperiert. Bei mehreren Kühlräumen zweigt man die Enden der Kälterohre von gemeinsamen Rohrleitungen ab, die im Maschinenhaus an einem Zentralkompressor und Kondensator auskommen. Fabriziert man gleichzeitig Eis, so kann man nach dem Erwähnten, wenn man nicht nach dem Kondensator das flüssige Gas zum Teil in die Kühlräume, zum Teil in den Eisgenerator schicken will, das Gas ausschließlich in diesem verdampfen und die kalte Salzlösung mittelst einer Pumpe als Sekundärkältemittel durch die Rohre der Kühlräume treiben, wobei das Pumpwerk die Flüssigkeit unten aus dem Generatorbassin kontinuierlich absaugt und diese am Schlusse der Zirkulation oben zurückläuft. Natürlich stellt ein größerer derartiger Betrieb hohe Anforderungen an die Leistung der Maschinen; die Kompressoren bewegt man darum oft direkt durch Dampfmaschinen, die mit ihnen ein einziges Aggregat bilden. Sie werden so eingerichtet, daß die große Schwungradachse der Dampfmaschine nach der Seite hin verlängert wird, die dem Dampfzylinder gegenüber liegt. Dort trägt sie die Kurbel des Kompressors, der oft auch zwei Zylinder und je eine rechts und links an die Kurbel greifende Pleuelstange besitzt. An Stelle der Kondensatoren aus Bassin mit Spiralrohrschlange, der Tauchkondensatoren, verwendet man in größeren Anlagen häufig jene anderen mit offenen und aufrechten, horizontalen, geraden Rohrzügen, über die das Kühlwasser außen herabrinnt, die Berieselungskühler. Werden diese auf das Dach des Maschinenhauses plaziert, so unterstützt die Luft den Kühleffekt.



Schematische Darstellung der Gaszirkulation bei einer Kompressions-Eismaschine.
(Hell schraffiert: Gas ohne Druck. — Dunkel schraffiert: stark gepreßtes Gas. — Schwarz: verflüssigtes Gas.)

In neuerer Zeit ersann man für die Kühlräume noch eine wichtige Verbesserung in bezug auf die Ventilation. Es genügt nicht allein eine Erniedrigung der Temperatur der darin enthaltenen Luft. Sollen die hier untergebrachten Waren wirklich gut aufgehoben sein, so muß gleichfalls die Luft reingehalten, also beständig erneuert werden, weil sie sonst in den abgeschlossenen Räumen trotz der Kälte stagnieren, verderben würde. Schlimm ist besonders auch die Feuchtigkeit. Die Waren, hauptsächlich unsere Nahrungsmittel, haben immer einen gewissen, oft recht erheblichen Wassergehalt. Man bringt sie in der heißen Jahreszeit warm in den Kühlraum, ihre Nässe verdunstet und geht an die Luft über. Sehr schnell wächst um die Oberflächen der eiskalten Rohre eine Kruste weißschimmernden Schnees: das Wasser aus der Luft friert fest. In den Betriebspausen taut der Schneeüberzug wieder auf, und wenn man auch die Unannehmlichkeiten des Niedertropfens mittels untergehängter Sammelrinnen abwehrt, so läßt sich doch das Rückverdunsten in die Luft nicht vermeiden. Die Feuchtigkeit schlägt sich am Ende wieder an den Waren nieder und schadet. So ist es zu erklären, daß Fleisch selbst im Kühlraum gefährdet ist, sobald die ungünstigen Umstände zusammenwirken. Da schuf man nun Abhilfe, indem man neben dem Kühlraum eine besondere Luftkammer anordnete und die Kälterohre ausschließlich dort befestigte. Ein Ventilator zieht die Luft unten durch ein weites Rohr aus dem Hauptraum weg, wirft sie in die Luftkammer, wo sie die Kälterohre umspült und daran kalt wird. Ihre Nässe aber muß stets an den Röhren abgefrieren, die Luft ist trockener, wenn sie in einem zweiten Rohr oben in den Hauptraum zurück strömt. Wenn dann die gewünschte Temperatur im Kühlraum herrscht, schließt man die Luftrohre durch Klappen, bringt die Kälterohre außer Funktion und läßt sie ruhig abtropfen. Wollte man nach unseren Darlegungen nun meinen, daß Eisfabrikation und Kühlraumbetrieb vielleicht lediglich Sache des Großbetriebes seien, so wäre man doch im Irrtum. Für Hotel-, Konditorei- und Küchenbedarf baut man jetzt ebenfalls Eismaschinen mit geringen Leistungen, bei denen der zweckmäßig ausgerüstete Tauchkondensator mit seinem vertikalen Bassin als Maschinenbock des Kompressors dient, der seitlich senkrecht an der Wandung hängt und von beliebiger Kraftwelle, Gas- oder Elektromotor, bewegt werden kann.

Pierre Joseph Proudhon.

Von Heinrich Laufenberg.

Pierre Joseph Proudhon (geboren 1809) war der Sproß einer blutarmen Bauernfamilie; seine erste Kindheit verstrich in rauher Arbeit. Nicht nur im Elternhause hieß es hart zufassen: als Hütejunge und zur Feldbestellung geriet er früh auch in fremde Fron. Da verschaffte dem 12jährigen Knaben, der Spuren seltener Begabung zeigte, die Gewogenheit eines Wohltäters eine Freistelle am Colleg zu Besançon. Voller Wissensdurst ergab Proudhon sich mit Leidenschaft dem Studium, und gerade der glühende Drang, alles zu erfassen, trug wesentlich Schuld daran, wenn sein Lerngang der Methode entbehrte. Im Alter von 19 Jahren trat er dann in eine große Druckerei jener Stadt und las als Korrektor eine beträchtliche Zahl theologischer und patrologistischer Werke, ein Umstand, der ihm in seinen späteren Kämpfen mit dem orthodoxen Pfaffentum trefflich zu Nutzen kam. Anfangs der 30er Jahre durchwanderte er Frankreich, dessen Hauptstädte: Paris, Lyon, Toulon, Marseille er berührte. Wiederholt lernte er das Elend in nackter Gestalt kennen, lernte er, auf die Schäden der Gesellschaft aus nächster Nähe das Auge richten und sie ohne Rückhalt beurteilen. Die 1836 versuchte Gründung einer Druckerei in Besançon scheiterte, teilweise infolge des Leichtsinns von Proudhons Kompagnon. Gleichwohl fand er Gelegenheit, das Studium wieder aufzunehmen. Als an der Akademie zu Besançon eine auf drei Jahre bemessene Pension von 1500 Frank vakant wurde, sprach man sie Proudhon als dem würdigsten Bewerber zu. Proudhon begab sich nach Paris, und hier zog es ihn mehr und mehr zur Beschäftigung mit volkswirtschaftlichen Fragen. So veröffentlichte er 1840 seine erste nationalökonomische und zugleich bedeutsamste Schrift: Qu'est-ce que la propriété? Was ist das Eigentum?

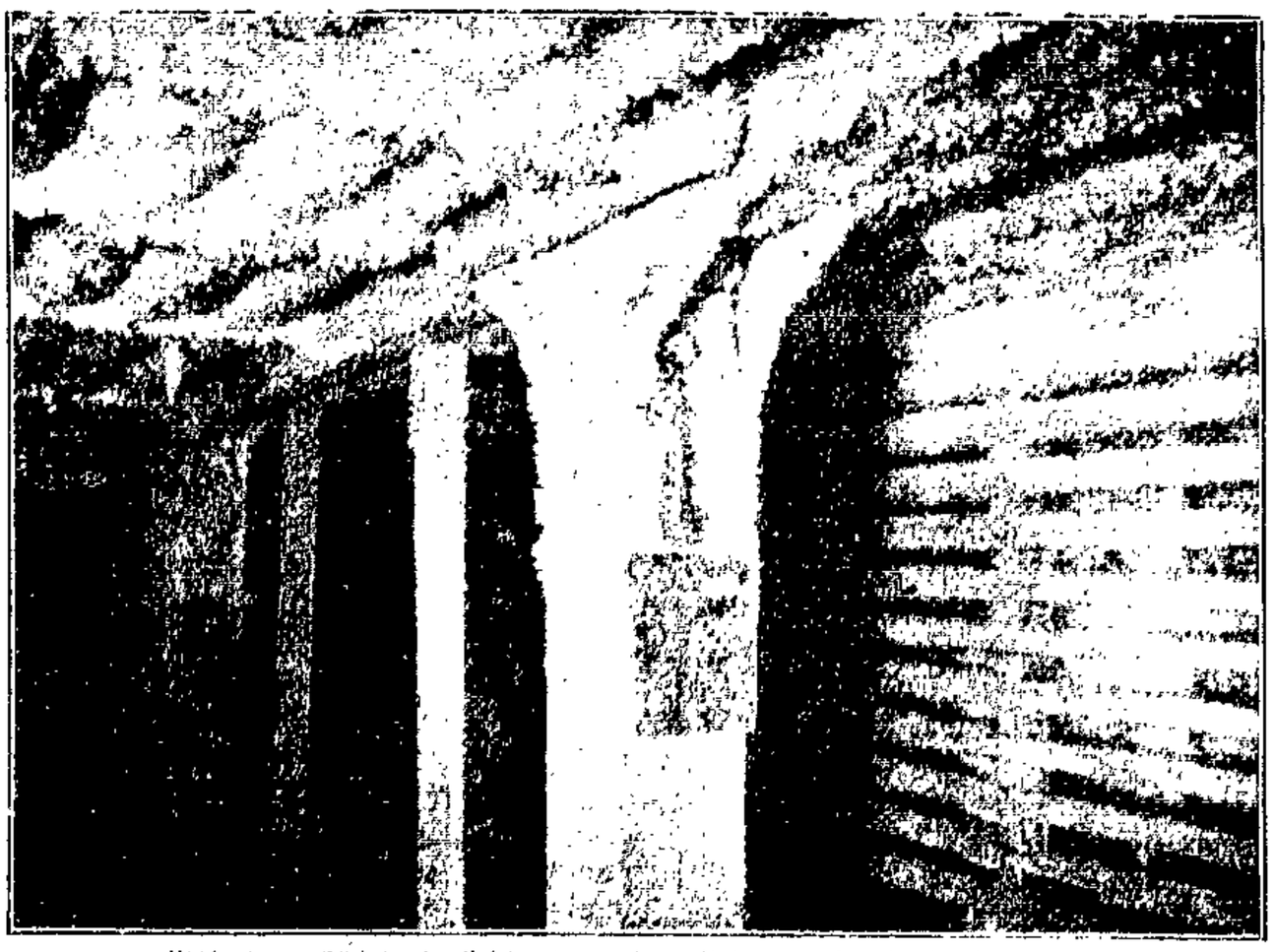
Die erregte erst die Aufmerksamkeit des Publikums, als die Gerichte sie auf Grund ihres Inhalts unter Verfolgung stellten. Nur mit Mühe entging Proudhon einer Verurteilung. Jedoch minder glimpflich verfuhr die Akademie zu Besançon. Sie lud ihren Pensionär vor und hörte seine Rechtfertigung, sprach jedoch eine öffentliche Mißbilligung des Buches aus. Was war nun das Staatsgefährliche dieser Schrift und ihrer Fortsetzung, die 1841 in Form eines Briefes an Blanqui erschien? Hatte nicht auch Fourier am Privateigentum blendende und beißende Kritik geübt, hatten nicht die Sozialisten und Kommunisten vor Proudhon insgesamt jener Institution das Todesurteil gesprochen?

Der Autor untersucht die Rechtstitel des Eigentums. Die Okkupation, die Besitzergreifung von herrenlosem Gut, lehnt er als Eigentumsquelle ab, und in der Tat besitzt sie in den modern bürgerlichen Verhältnissen, die Proudhon ausschließlich vor Augen hatte, keinerlei Berechtigung. Die Arbeit habe nur mehr den Beruf, nicht eigenen, sondern fremden Besitz, Knechtschaft und Armut, im Gegensatz zu Reichtum zu erzeugen. Ungerecht, unmoralisch, gewalttätig — so stellte sich in Kern und Wesen das Eigentum der Gegenwart dar. Der zweite Teil der Schrift spann die Ideen des ersten weiter und suchte sie zu vertiefen. Wiederholt habe der Staat in die Eigentumssphäre der Privaten eingegriffen. Es gelte dieses Werk fortzusetzen, vor allem mit dem Zinse den Hebel der Ausbeutung zu beseitigen. Gewiß keine Prinzipien, die als neu und ursprünglich gelten konnten! Marx setzt in den Stil und dessen starke Muskulatur das Hauptverdienst der Schrift. In der Tat: nicht was sie sagte, war

sensationell und epochemachend, vielmehr wie sie es sagte. „Herausfordernder Trotz, der das ökonomische „Allerheiligste“ antastet, geistreiche Paradoxie, womit der gemeine Bürgerverband gefoppt wird, zerreißendes Urteil, bittere Ironie, dann und wann durchschauend ein tiefes und wahres Gefühl der Empörung über die Infamie des Bestehenden, revolutionärer Ernst — durch alles das elektrisierte Qu'est-ce que la propriété?“] Proudhon fand den Mut, das bürgerliche Eigentum rund und nett beim rechten Namen zu nennen, seinen geheimsten Gedanken in ein grobes Wort zu kleiden.

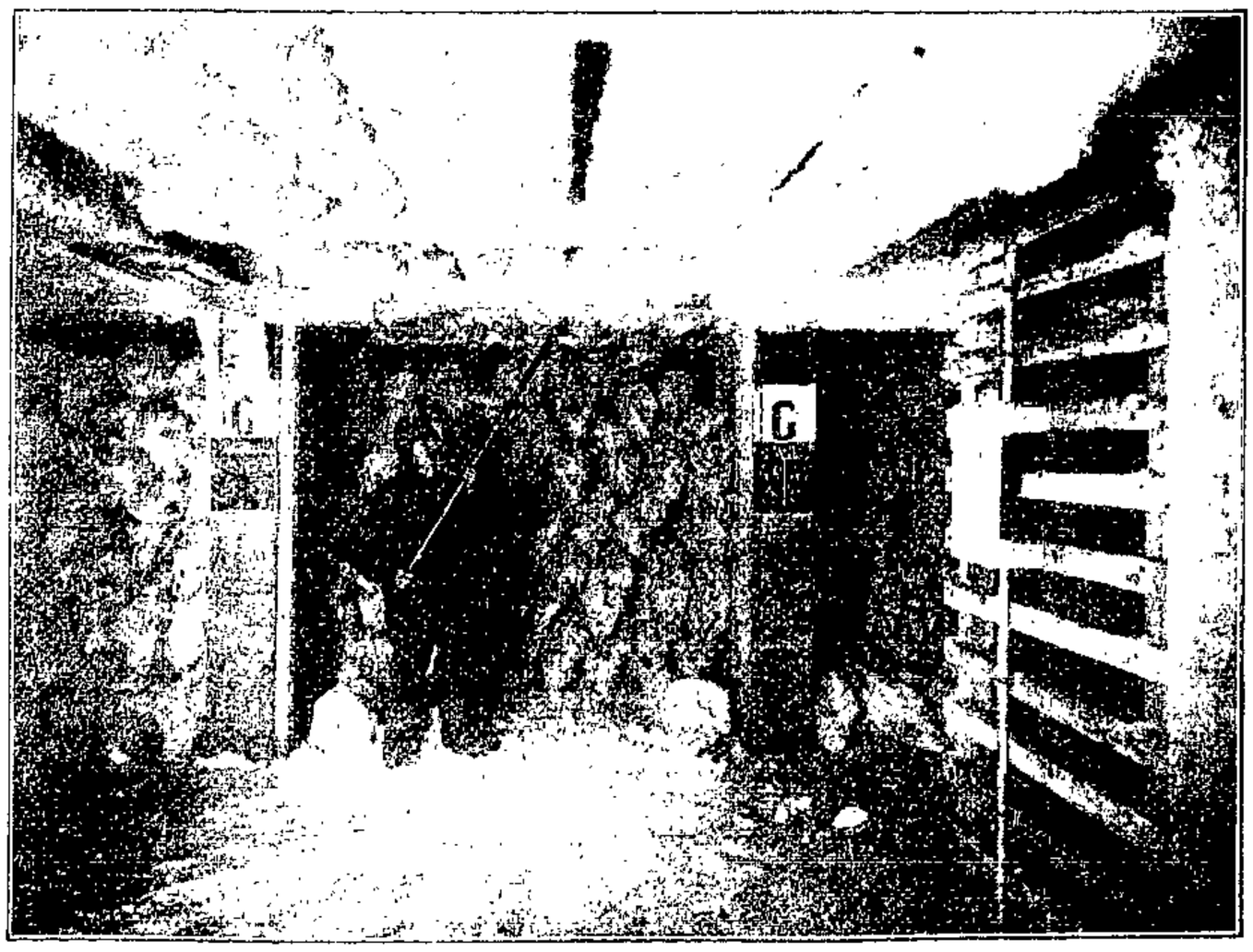
Kapitalistisches Eigentum ist Aneignung fremder unbezahlter Arbeit. Vom Standpunkt des gesellschaftlichen Reproduktionsprozesses bildet mithin Eigentum an fremder unbezahlter Arbeit die Voraussetzung für die Aneignung neuer unbezahlter Arbeit. In der Form des Lohnes empfängt die Arbeiterklasse gewissermaßen eine Anweisung auf einen Teil des von ihr erzeugten gesellschaftlichen Gesamtprodukts, der in Lebensmittel, in Arbeitskraft zwecks Erneuerung und Erweiterung des kapitalistischen Verwertungsprozesses umzusetzen ist. Nicht nur erscheint die Arbeiterklasse in Beschäftigungsgrad und Lohnmasse abhängig von der technischen Durchschnittszusammensetzung und dem Verwertungsbedürfnis des gesellschaftlichen Gesamtkapitals: die kapitalistische Produktionsweise verwandelt die Grundlage, von der die erste Warengesellschaft ausging — das Wertgesetz mit seinem Austausch von Aequivalenten und seiner Begründung des Eigentums aus eigener Arbeit des Warenproduzenten — in ihr direktes Gegenteil. Dazu die fortgesetzte Zerstörung von Privateigentum im Wege der Akkumulation und der Konzentration! Freilich blieb eine wissenschaftliche Analyse der kapitalistischen Produktionsweise Proudhons stets fremd. Statt in ihrem historischen Sein als gesetzmäßig bewegte ökonomische Kategorien erfaßte er die Eigentumsverhältnisse in ihrer historischen Form als juristische Willensverhältnisse der handelnden Personen. Und da fand sich allerdings, daß der Kapitalismus nur besteht durch schrankenlose Zertrümmerung des Eigentums, durch immerwährende Verletzung des Eigentumsrechts, daß „die bürgerlich juristischen Vorstellungen vom „Diebstahl“ auch auf des Bürgers eigenen „redlichen“ Erwerb passen“. La propriété c'est le vol! (Das Eigentum ist der Diebstahl.)

In dieser Wendung scheint die sozialistische Kritik des modernen Eigentums aufs schärfste zugespitzt. Und doch macht es schon ihre juristische Beschränktheit verständlich, wenn ihr Urheber in der bürgerlichen Eigentumsidee hängen blieb. Wer die bürgerliche Produktionsweise nur als Spitzbüberei zu denunzieren weiß, geht damit nicht notwendig über sie hinaus, wie ja der Diebstahl das Eigentum zur Voraussetzung hat. Proudhon betrachtete die Gesellschaft nie anders als mit den Augen des Kleinbürgers, und als ihm später die Erkenntnis aufging, daß sich die Frage seiner ersten Schrift nicht „mit einer Invektive, sondern nur durch Analyse der modernen bürgerlichen Oekonomie“ beantworten lasse, milderte dies nicht den Widerspruch seiner Auffassung, sondern brachte ihn erst voll zur Erscheinung.



Kühlanlage: Blick in die Gefrierräume, deren Rohre mit Eiskristallen bedeckt sind.

Kühlanlage: Ein ganzes Lamm in einen Eisblock eingefroren.



Kühlanlage: Die Lämmerkammer.

Nach einer Reihe von Fehlschlägen war Proudhon in ein bedeutendes Transporthaus eingetreten. Hier gab sich Gelegenheit, mit dem Bankwesen und den Transaktionen des Großhandels vertraut zu werden. Zugleich begann er in den Mußestunden die ökonomischen Studien, die schließlich die 1846 publizierte „Philosophie des Elends oder das System der wirtschaftlichen Widersprüche“ zeitigen sollten. Proudhon hatte Marx von dem Erscheinen des Werks unterrichtet und zur Kritik aufgefordert. Doch traf ihn diese in einer Weise, die der Freundschaft beider Männer dauernd ein Ende bereitete. Als Hauptverdienst des Werkes wollte Proudhon die Entdeckung des „konstitutiven Wertes“ betrachtet wissen, der freilich nichts weiter war als eine verschlechterte Ausgabe der Ricardoschen Wertlehre im Sinne des kleinbürgerlichen Sozialismus. Ueberhaupt bewegte sich die „Philosophie des Elends“ ganz in den Bahnen der kleinbürgerlichen Utopie. Ist die Arbeit das Maß der Werte und beruht die Warenzirkulation auf dem Austausch von Aequivalenten, so wird das sittliche Bewußtsein sich empören gegen die Verderbtheit einer Welt, die dieses Gesetz der Gerechtigkeit täglich und stündlich verletzt. „Namentlich der Kleinproduzent muß sich sehnen nach einer Gesellschaft, worin der Austausch der Produkte nach ihrem Arbeitswert endlich einmal volle und ausnahmslose Wahrheit wird; in anderen Worten: er muß sich sehnen nach einer Gesellschaft, in der ein einzelnes Gesetz der Warenproduktion ausschließlich und unverkürzt gilt, aber die Bedingungen beseitigt sind, unter denen es überhaupt gelten kann, nämlich die übrigen Gesetze der Warenproduktion und weiterhin der kapitalistischen Produktion.“ Nicht Proudhon allein ist der Dolmetsch dieser kleinbürgerlichen Ideen. In England vertrat sie John Gray, in Deutschland Rodbertus, ein Zeichen, wie tief sie, wie Engels treffend bemerkt, im Wesen des „petit bourgeois“ wurzeln.

Die Nachwahlen im Juni des Revolutionsjahres 1848 sandten Proudhon als Vertreter des Seinedepartements in die Nationalversammlung. Am 30. Juni fand die denkwürdige Debatte über seinen Antrag auf Erhebung einer

Einkommensteuer von 88⅓ Proz. statt. Sein Auftreten war um so mut- und charaktervoller, als die Junischlacht soeben die Vorkämpfer der Revolution, das Pariser Proletariat zu Boden geschlagen und der Reaktion die Bahn gebrochen hatte.

Die verächtliche Behandlung freilich, die sein Antrag erfuhr, ließ ihn für die Folge im Parlament verstummen. Um so eifriger warb er außerhalb desselben, zumal durch das von ihm geleitete Blatt, für seine kleinbürgerlich utopistischen Pläne. Es galt ihm die Durchführung zinslosen Kredits und die Errichtung einer auf sog. Arbeitspapiergeld aufgebauten Volksbank. Diese Tauschbank sollte durch ein von ihr vermitteltes System von Gegenseitigkeitsleistungen Geld und Zins ausschalten, im übrigen aber „die Freiheit des Verkehrs und die wetteifernde Anerkennung als das Prinzip jedes Fortschritts und als die Garantie der festen Beschaffenheit und Wohlfeilheit der Produkte" aufrecht erhalten. Nicht die Produktionsweise, nur die Zirkulationsweise sollte geändert werden. Nahm ein Produzent die Tauschbank in Anspruch, lieferte beispielsweise ein Schuster Stiefel, so empfing er dafür ein Zertifikat über deren Preis, das in der Bank gegen Objekte gleichen Preises ausgetauscht werden konnte oder das Anrecht auf ein zinsloses Darlehen gab. Bei der Preisfestsetzung sollten lediglich die verwandte Arbeitszeit und die Auslagen in Ansatz gebracht, auf jeden weiteren Gewinn verzichtet werden, eine Berechnungsart, deren Durchführung durch Taxatoren der Bank gewährleistet werden sollte. In gleichem Maße wie der Vereinigung aller Produzenten und Konsumenten in der Volksbank hoffte man sich der generellen Verwirklichung des zinslosen Kredits zu nähern. Es ist nicht Aufgabe dieser Abhandlung, in eine Kritik dieses Planes einzutreten. Genug, daß sie, um mit Marx zu sprechen, das zinstragende Kapital zur Hauptform des Kapitals und eine Form des Kreditwesens, die Beseitigung des Zinses, zur Basis einer gesellschaftlichen Umwälzung machen wollte; genug ferner, daß die Volksbank keine Gelegenheit fand, sich zu betätigen. Sie wurde zwar Anfang 1849 in der Pariser Vorstadt St. Denis eröffnet. Die Teilnehmerzahl überschritt 12 000, das gezeichnete Aktienkapital betrug an die 36 000 Frank. Als aber die Bank ihre Geschäfte beginnen wollte, ward Proudhon wegen seiner als Leiter jenes Blattes an der Kontrerevolution geübten Kritik zu einer dreijährigen Gefängnisstrafe verurteilt und damit gezwungen, von der Leitung der Bank zurückzutreten. So scheiterte das Unternehmen.

Nach Verbüßung seiner Haft veröffentlichte Proudhon noch eine Anzahl von Schriften, in denen die zweite Seite seines Wesens, die freilich mit der ersten aufs innigste zusammenhing, schärfer hervortrat: der Anarchismus. Das Programm desselben hatte er bereits in der „Voix du peuple", einem Blatte, welches in wenigen Nummern kurz vor und zu Beginn der Revolution erschien, entwickelt. Es liegt im Wesen des Kleinbürgers, der die Warengesellschaft, das freie Spiel der Kräfte, ohne ihre historischen Voraussetzungen, ohne Kapital und kapitalistischen Konkurrenzkampf will — über die innere Wechselbeziehung zwischen der „sozialen und der politischen Konstitution" einer Gesellschaft nicht ins Reine kommen zu können. „Die soziale Konstitution ist nichts anderes als das Gleichgewicht der auf dem freien Vertrag und der Organisation der ökonomischen Interessen gegründeten Interessen." Die politische Konstitution aber hat zum Prinzip die Autorität und ist nach Proudhon nur erdacht worden, weil man die rechte soziale Konstitution, die des „konstitutiven Wertes" nicht kannte. Beide Konstitutionen sind daher von Natur durchaus verschieden und unvereinbar, die politische Konstitution nur ein überflüssiges und gehässiges Machtmittel des Großproduzenten gegen das kleinbürgerliche Eigentum! Aber zum Verschwinden des letzteren trägt nicht allein das Großkapital, sondern auch der Emanzipationskampf des von diesem geschaffenen Proletariats bei. Darum fort mit allem: fort mit dem Kapital, fort mit dem Kommunismus der Arbeiter, der eine ebenso häßliche Tyrannei wäre wie die der bestehenden Ordnung, fort mit dem politischen Regiment. Man „konstituiere" den Wert! Ist die Arbeit Quelle und Wertmaß der Waren, und weicht der Preis ständig vom Werte ab, so schaffe man diese „Willkür des Preises", die „Anomalie des Wertes" aus der Welt. Man bewirke, daß jeder Produzent erhält, was die Ware kostet. „Dann wird das Privateigentum nicht nur aufhören Diebstahl zu sein, es wird auch der entsprechendste Ausdruck der Gerechtigkeit sein." Das einzige Band der Warenproduktion ist nun der Tausch, der Vertrag.

Herrschaft des konstituierten Wertes ist also Herrschaft der absoluten individuellen Freiheit. Jedoch wer sich vertraglich zur Lieferung einer Sache verpflichtet, begibt sich damit nicht der Freiheit, sondern nützt sie, um mit anderen in Verkehr zu treten. Damit wird der Vertrag „ein Regulierer meiner Freiheit; indem ich die Pflicht erfülle, die ich durch Schließung des Vertrages freiwillig mir auferlegt, werde ich den Rechten anderer gerecht". Die „absolute" Freiheit wird der „Ordnung" adäquat. So ergibt der Begriff des Vertrages, angewandt auf die politische Konstitution, die Anarchie. Oder wie Proudhon selbst es ausdrückt: „Die Idee des Vertrages schließt die Herrschaft aus." (Plechanow.)

Der Proudhon gemachte Vorwurf, die Revolution verraten zu haben, ist bereits von Marx als unberechtigt zurückgewiesen worden. Richtig ist allerdings, daß er nicht den revolutionären Takt und Instinkt beispielsweise eines Weitling besaß, um seine Stellung zur Kontrerevolution von aller Mißdeutung freizuhalten. Er starb zu Passy am 15. Januar 1865.

Die Sommerwohnung.

Eine Hundstagsgeschichte von Ernst Weber.

Mayers hatten die Sommerwohnung bezogen. In Schönfichte. Frau Mayer und die fünf kleinen Mayers waren mit der Bahn vorausgefahren. Die Betten, die Küchensachen und der Kleiderkorb sollten als „langsame Fracht" nachkommen.

Schön war die Ankunft gerade nicht. Es regnete in Schnüren. Der Waldweg, der vom Bahnhof in einer kleinen halben Stunde zur Villenkolonie führte, war geradezu aufgeweicht. Frau Mayer mußte die Röcke recht hoch schürzen. Die fünf kleinen Mayers aber sprangen vergnügt durch die Pfützen, daß es nur so spritzte. War das Wetter auch schlecht, der Empfang in der Sommerwohnung war um so herzlicher. Das Wirtspaar, Tischlermeister Lange und Ehehälfte, begrüßten die Ankömmlinge so herzlich, wie Villenbesitzer die Angehörigen einer „höheren" Beamtenfamilie aus der Stadt überhaupt willkommen heißen können. Der Meister war freilich in Hemdsärmeln, was Frau Mayer ein wenig genierlich fand. Aber man war eben auf dem Lande.

Die „höhere" Beamtenfrau pustete ein Weilchen, nachdem sie ihre Kinder in geziemende Ordnung gebracht hatte, warf dann prüfende Blicke auf die drei Mayermädchen und hatte für jeden der beiden Mayerbuben schon ein böses Scheltwort auf der spitzen Zunge, als die Wirtin in liebenswürdiger Weise sich erbot, sie und die Ihren in die sommerliche Behausung einzuführen. Mit einem süßlich-verbindlichen Lächeln nahm Frau Mayer an. Es ging eine weißgescheuerte, sandbestreute Stiege hinan, die unter der ungewohnten Last der Mayerfamilie in den höchsten Tönen zu quieken begann. Lange währte glücklicherweise dieser musikalische Aufstieg nicht. Man war „oben". Eine roh zusammengetischlerte Tür führte in den „Salon". Der war nach der einen Wand hin etwas abgeschrägt, und das Fenster, das einen entzückenden Ausblick auf einen Hühnerstall, einen Schuppen und einen Misthaufen bot, war etwas klein, aber immerhin groß genug, um den herrlichen Fernblick in keiner Weise zu beeinträchtigen. Die beiden anderen Wände, d. h. diejenigen, die nicht durch das Fenster oder durch die Flurtür geziert waren, wiesen je eine kleine Tapetentür auf. Die eine dieser Türchen führte in den abgeschrägten Schlafraum, die andere in die Küche. Fenster im eigentlichen Sinne des Wortes besaßen diese Räume nicht, aber dafür lückenartige Oeffnungen, die mit Glasscheiben verschlossen waren. Im Schlafraum standen drei kienene Bettgestelle und ein Waschtischständer. Den Salon zierte ein Teppich, ein Schrank, ein Kanapee, ein Tisch, vier Stühle und eine Kommode. An den Wänden hingen in verblichenen Goldrahmen ein paar Oeldrucke. Die Küche war leer.

Das war Mayers Sommerwohnung.

Frau Mayer atmete tief auf. Aber die Mayersprößlinge fühlten sich sehr glücklich, hüpften von der Küche in den Salon und vom Salon in die Schlafstube, turnten an den kienenen Bettstellen und versuchten, alle fünf auf einmal, die Köpfe durch das Fenster zu stecken, um in vollen Zügen die schöne Aussicht zu genießen.

Die Frau Wirtin empfahl sich. Die Herrschaften sollten es sich nur bequem machen. Sie würde sich erlauben, in einer kleinen halben Stunde mit einer Tasse Kaffee und einem zur Ehre des Tages selbst gebackenen Kuchen aufzuwarten. Frau Mayer dankte verbindlichst, und die fünf Gesichter der „höheren" Beamtenkinder glänzten in heller Vorfreude über die zu erwartenden Genüsse.

Die kleinen Mayers waren eitel Freude. Nur Mutter Mayer hatte sich die ganze Sache etwas anders vorgestellt. Es war bloß gut, daß die Freundschaft aus der Stadt nichts von einem etwaigen Besuche hatte verlauten lassen. Mit denen, die den Sommerurlaub in Travemünde, Göhren oder Zinnowitz zubrachten, konnte man sich ja nicht vergleichen. Man war ja nur eine „kleine Beamtenfrau". Und noch dazu fünf Kinder! Aber ganz zu Hause bleiben, wäre doch unter der „höheren" Beamtenwürde gewesen.

Kahl sah es ja in der sommerlichen Behausung aus. Recht kahl! Nicht mal ein Piano und nicht einmal Tüllgardinen vor dem Fenster. Die Aussicht, die der Gatte so sehr gerühmt hatte, konnte sie auch nicht sonderlich verlockend finden. Und nun gar die Misthaufen . . . das also war die vielgerühmte Landluft! . . .

Die fünf Mayerkinder waren inzwischen auf Forschungsreisen ausgegangen. Mit dröhnendem Gepolter waren sie die alte Holz-

stiege heruntergestürmt, hatten die nach dem Hofe führende Haustür krachend ins Schloß geschlagen und stürmten draußen im Freien nach allen vier Himmelsrichtungen auseinander.

Linchen und Elschen inspizierten den Hühnerstall. Anna stolperte über Latten und alte Mauersteine, die im Schuppen bunt übereinandergetürmt lagen. Karl turnte an der Teppichstange, auf die den Tag über die Hühner etwas anderes als Eier zu legen pflegten, während Emil an und auf den drei Misthaufen seine kühnsten Springversuche anstellte. So ging jeder seinem Vergnügen nach, während die Mutter der fünf jungen Forschungsreisenden die arg zerzauste Frisur in Ordnung brachte und den vorwitzigen falschen Zopf, der sich bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit vorzudrängen suchte, in die ihm gebührenden Schranken verwies. —

Der Kaffee war getrunken und der Kuchen gegessen. Frau Mayer hatte ein paar Anstandsbissen hinuntergewürgt. Die fünf kleinen Mayers aber waren keine Kostverächter. Sie waren nicht verwöhnt. Kuchen war für sie Feiertagsessen. Da kauten sie mit vollen Backen und schlangen, so lange der Vorrat reichte. Erst hatte Linchen Elschen mit dem Ellenbogen in die Seite gestoßen und ihr zugezischelt: „Kann man's essen?" Die Kauende hatte nur mit dem Kopfe genickt, und dann waren fünf Kinderhände in bewundernswerter Unermüdlichkeit über den hochgetürmten Teller hergefallen und hatten nicht eher geruht, als bis das letzte Bröcklein und die letzte Rosine von ihm verschwunden war. Mama Mayers strafende Blicke hatten nichts ausgerichtet. Die Gelegenheit verlangte eine gänzliche Ignorierung der mütterlichen Autorität. Kinder haben hierfür ein feines Gefühl. Und sie nahmen die Gelegenheit weidlich wahr.

Jetzt war das Gepäck angekommen. Die Fuhrleute schimpften nicht schlecht über die miserable Verschnürung der einzelnen Stücke, die förmlich auseinandergefallen waren. Bei den aufgeweichten Wegen war es denn auch wirklich fast ein Wunder, daß nichts verloren gegangen und alles überhaupt an die richtige Adresse gelangt war.

Mit dem Trinkgeld schien der Kutscher wenig zufrieden. Er murrte etwas vor sich hin. Aber Frau Mayer blieb fest, setzte ihre energische Miene auf. Und in solchen Sachen hatte sie ziemliche Uebung. Das hatte ihr Gatte schon immer gesagt.

Inzwischen hatten sich die Mayersprößlinge über das Gepäck hergemacht. Die aufgeweichten Pappstücke der einzelnen Kartons fanden ebensosehr ihren Beifall wie die Bindfäden, deren Verknotungen sich in der Hitze des kindlichen Eifers gar nicht lösen lassen wollten.

Meister Lange räusperte sich wohl ein wenig, als er Treppe und Treppenflur binnen kurzem mit dunkelgelben, glitschrigen Pappstücken förmlich übersät fand, aber er schluckte seinen Aerger hinunter, weil er dachte, daß Stadtkinder öfters eine eigene Erziehung genössen, über deren Wert oder Unwert er sich kein Urteil erlauben wollte. Er rief nur seine Frau. Und die räumte — wenn auch in der etwas kurzen Zeit von nahezu zwei Stunden — die Verunzierungen auf, die bereits auf dem weichen Holze festzukleben begannen.

Noch etliches geschah im Verlaufe dieses ersten Nachmittags, dann aber kam die Nacht, die auch die fünf kleinen Mayersprößlinge zur Ruhe und dem stillen Hause den Frieden brachte.

Als der junge Tag am andern Morgen sein strahlendes Haupt erhob, rieben sich auch die Mayersprößlinge schon ihre verschlafenen Aeuglein. Mama Mayer war natürlich müde und wenig erbaut davon, als die Kinder Anstalten machten, aufzustehen, sich anzuziehen und den Weg in die ländliche Freiheit zu suchen. Den aber fanden sie verschlossen, denn Meister Lange besaß die Angewohnheit, allabendlich die Haustür zu sperren und den Schlüssel an sich zu nehmen.

Doch Emil wußte rasch Rat. Schon am gestrigen Abend hatte er bemerkt, daß die Regenrinne in unmittelbarer Nähe des Fensters laufe. An dieser auf den Hof hinunterzuklimmen, durfte keineswegs allzu schwer sein.

Gedacht, getan; die Geschwister knoteten die Bindfäden zusammen und banden sie dem waghalsigen Bruder als Rettungsleine um den Leib. Dann tastete sich dieser nach der Rinne hinüber und glitt an derselben wohlbehalten auf den Hof hinunter.

Ein vierfacher heller Jubel von oben, der sogar die schlafende Mutter wachmachte, begleitete das kühne Gelingen.

Emil war ein Praktikus. Rasch hatte er eine Leiter gefunden, die er trotz des bellenden Protestes des Hofhundes an das Fenster legte und so den Geschwistern den Abstieg erleichterte. Glatt stiegen die Mädels hinunter. Nur Karl wollte nicht mitmachen. Ihm schwebte die Regenrinne als das für einen Jungen einzig brauchbare Absteigemittel vor. Und an ihr klomm er auch hinunter. Wenigstens versuchte er es, denn es gelang ihm nicht ganz. Er zerriß sich dabei die neuen grauen Ferienhosen und fiel außerdem noch beim letzten kühnen Sprung in die Jauchegrube, in der sich an schönen, sonnigen Nachmittagen die Langeschen Schweine zu suhlen pflegten.

Auch das löste einen hellen, vierstimmigen Jubel aus, in dem etwas kindliche Schadenfreude mitklang, der aber immerhin doch das Gute hatte, daß Mama Mayer aus den Federn sprang, an das Fenster stürzte und sich händeringend die Bescherung besah.

So hatte der Tag mit gymnastischen Uebungen und Schlammbädern begonnen. Das war wenigstens anders als in der dumpfen, ungemütlichen Großstadt!

Aber — man soll den Tag nicht vor dem Abend, ja sogar nicht einmal vor dem Mittag loben!

Kinder sind erfinderisch. Auch die Mayerschen Sprößlinge machten hierin keine Ausnahme. Und so erfanden sie mittels zusammengedrehter Bindfäden eine Vorrichtung, von der sie sich sehr viel Vergnügen erhofften. Diese Vorrichtung bestand darin, daß die Hühner „angepflockt" wurden, d. h. mit dem einen Ende einer Schnur, deren anderes Ende an einem Pflock oder Zaunpfosten befestigt war, an einem Bein festgebunden wurden. Sonderlich gut war den armen, also gefesselten Tieren wohl kaum zu Mute, zumal sie unter wüstem Gekreisch so lange gejagt wurden, bis sie sich verhaspelten oder umfielen. Das Ende des Spiels waren drei Hühnerleichen. Zwei hatten sich am Zaun erhängt und das dritte war dem hin- und hertrippelnden Linchen unter die Füße gekommen.

Ziemlich lautlos hatten sich die Kinder fortgeschlichen, als Meister Lange in der Haustür sichtbar wurde. Der räusperte sich diesmal etwas stärker und riskierte sogar Frau Mayer gegenüber einige Worte, die diese sich nicht ins Poesiealbum schrieb, sondern mit einem großen Silberstück quittierte. Und dabei hatte der alte Lange ihr die Hühnerleichen noch billig angerechnet.

Die Nachmittagsstunden vergingen friedlich. Wenigstens verhältnismäßig! Daß Elschen eine Fensterscheibe einschlug und der Anna die Schuhe beim Waten durch den Dorfpfuhl fortschwammen, fiel wohl kaum in die Wagschale. Desto interessanter, und an dramatischer Spannung reicher, führten sich dafür die Abendstunden ein.

Die Abendmahlzeit sollte gerade aufgetragen werden. Die beiden Buben, die es gar nicht mehr vor Hunger aushalten konnten, kauten bereits an einem Stück trockenen Brotes, während die Mädchen sich gegenseitig nörgelten und zu ärgern suchten.

Die Meisterin kam mit einer großmächtigen Suppenschüssel herangekeucht. Emil aber blitzte schon eine ganze Zeitlang der Schelm aus den Augen, und seine Hand wühlte krampfhaft in der rechten Jackentasche. Jetzt stand die Suppe — eine dampfende Milchsuppe — auf dem Tisch. Mutter Mayer hatte noch etwas zu tun. Es vergingen daher einige Minuten, ehe sie die Kinder zur Mahlzeit heranrief. Und diese kurze Zeit benutzte Emil, um einen grauen, unscheinbaren Gegenstand aus seiner Tasche verstohlen herauszunehmen, und diesen, ohne daß es einer der Anwesenden bemerkte, in die Tiefe der Suppenschüssel zu versenken.

Man setzte sich an den Tisch. Die Mutter thronte in der Mitte, die beiden Buben saßen ihr zur Rechten, die drei Mädchen zur Linken. Emil und Anna hatten bereits ihren Teller aufgetan bekommen. Jetzt war Karl an der Reihe. Mutter Mayer faßte tiefer mit dem Suppenlöffel und zog ein handgroßes, gräuliches Ding heraus mit spitzer Schnauze, langem Schwanz und vier allerliebsten kleinen Beinchen: eine Maus. Das war ein Effekt, wie er wirkungsvoller und einschlagender gar nicht gedacht werden konnte. Seine Wirkung zeigte sich auch augenblicklich in der geradezu einzig dastehenden Situation, die nun entstand.

Mit einem gellenden Aufschrei sprang die ganze Gesellschaft von ihren Sitzen auf. Die Mädchen standen auf den Stühlen. Karlchen war unter das Bett gekrochen. Die Frau „Ober" aber polterte wie besessen die knarrende Stiege hinunter, die Meisterin zur Rede zu stellen.

Diese war natürlich sprachlos. Nicht nur nicht, daß sie alles ableugnete! Sie war empört über die Zumutung, daß *sie* so etwas überhaupt getan haben könnte. Es verbesserte die Situation keineswegs, daß auch Meister Lange sich noch in die Diskussion mischte. Die Folge war, daß sich die beiden streitenden Parteien gegenseitig die Wohnung aufkündigten. Niemand aber hat es jemals erfahren, daß der liebe Emil das tote Mäuslein an der Scheunentür aufgefunden und eine also sinnige Verwendung für den armen Nagetierleichnam gefunden.

Die Suppe aß natürlich niemand. Da das Brot nicht recht reichte und Frau Mayer mit diesen „abscheulichen" Wirtsleuten absolut nichts mehr zu tun haben wollte, ging man mit knurrendem Magen in die wohlverdiente Nachtruhe, die die einzelnen Familienmitglieder nur schwer und dann erst recht spät zu finden vermochten.

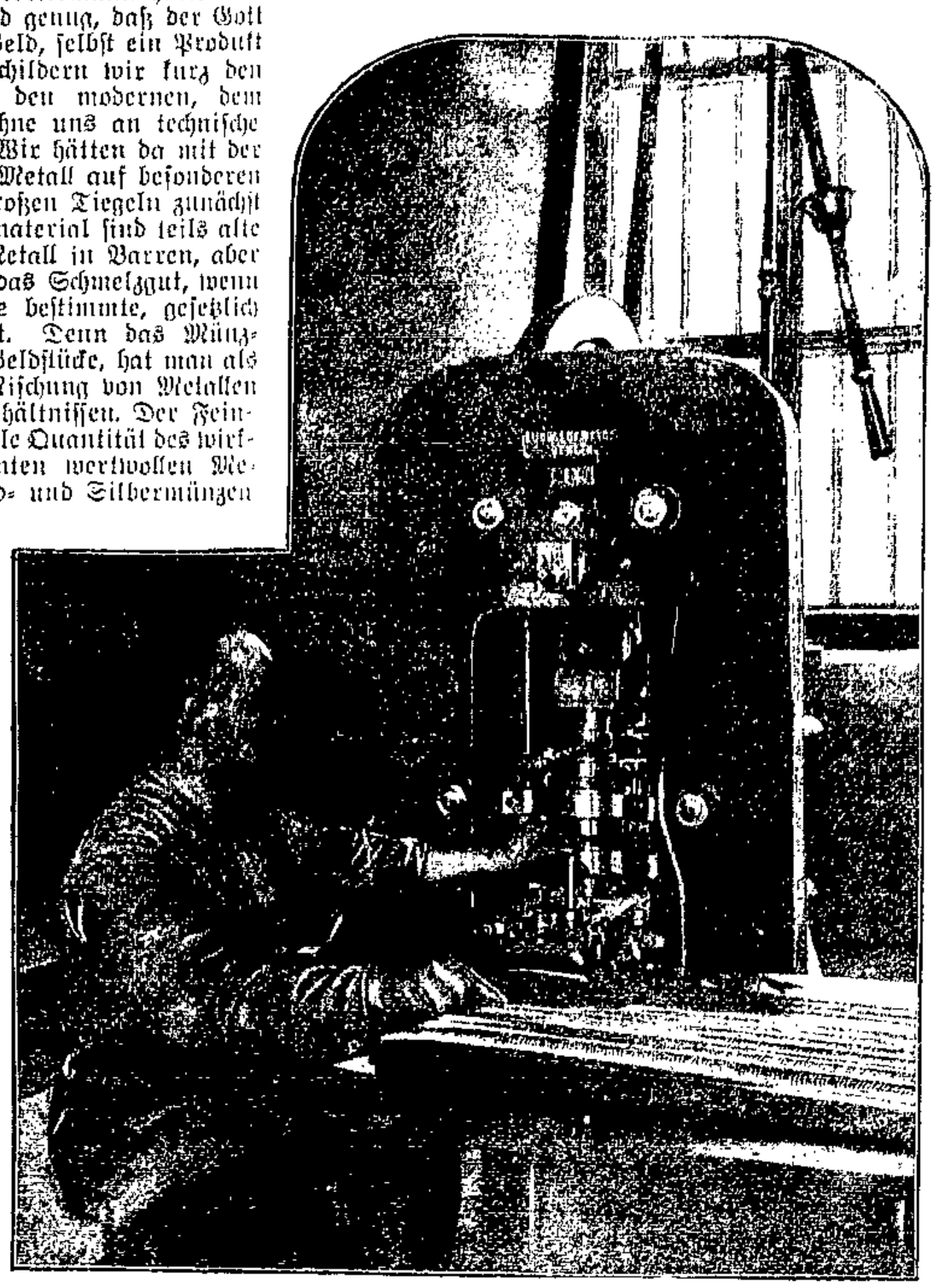
In gedrückter Stimmung erwachte man am anderen Morgen. Der kurze Sommeraufenthalt hatte sein unvorhergesehenes Ende erreicht. Mit dem Frühzuge hatte sich denn auch Vater Mayer pünktlich eingestellt, seine Lieben wieder in die teure Heimat zu holen. Der Vorsicht halber hatte er gleich ein paar handfeste Männer mitgebracht, die das Gepäck in kürzester Frist zusammenschnürten. Der Abschied war kein schwerer. Vater Lange ließ sich erst gar nicht sehen. Seine Frau sparte die Worte. Sie war mit allem zufrieden, was der Herr Mayer bot. Nur „raus" wollte sie die „gebildeten Städter" aus ihrem Hause haben.

So zogen die Mayers ab, wie sie gekommen. Nur der Regen fehlte. Blanker Sonnenschein lag auf dem Waldweg, der zum Bahnhof führte. Die „langsame Fracht" folgte diesmal auch nicht nach, sondern machte gleich mit den Abziehenden zusammen den Weg zur Stadt.

Die Sommerwohnungsfreude war zwar nur kurz gewesen, aber dafür gediegen und kräftig!

Feuilleton.

Aus der Münzwerkstätte. In den Berichten über wichtige physikalische und chemische Arbeiten lesen wir manchmal von seltenen Elementen, die sich der Forscher nur auf sehr mühsame Weise herstellen und damit nur in ganz geringen Quantitäten hantieren kann. Einen solchen seltenen Stoff bildet leider für uns Proletarier auch das Geld, das wir uns mit Mühe und Not in verschwindenden Mengen verschaffen, obwohl es draußen in ganz gewaltigen Massen existiert und so auch noch immer neu bereitet wird. Wer davon einen Begriff bekommen will, der mag mit uns hier einen Einblick in die Fabrikation des Geldes tun, denn anders als Fabrikation kann man die gegenwärtige Anfertigung des Geldes in der Münzwerkstätte nicht nennen. Die Zeiten, wo die Geldmünze noch ein Kunstprodukt zunftmäßiger Metallbearbeitung war, sind vorüber; heute steht in der Münzwerkstätte nicht der ehrwürdige Goldschmiedemeister, sondern der Arbeitsmann hinter der sausenden Maschine, bezeichnend genug, daß der Gott der kapitalistischen Welt, das Geld, selbst ein Produkt der Massenfabrikation ist! Schildern wir kurz den Werdegang der Geldstücke in den modernen, dem Staate gehörigen Anstalten, ohne uns an technische Ausführlichkeiten zu binden. Wir hätten da mit der Gießerei zu beginnen, wo das Metall auf besonderen Oefen in feuerfesten, mäßig großen Tiegeln zunächst eingeschmolzen wird. Das Rohmaterial sind teils alte Münzen, teils ist es frisches Metall in Barren, aber immer sieht man darauf, daß das Schmelzgut, wenn es gießrecht geworden ist, eine bestimmte, gesetzlich festgelegte Beschaffenheit besitzt. Denn das Münzmetall, gleichgültig für welche Geldstücke, hat man als Legierung zu betrachten, als Mischung von Metallen in entsprechenden Mengungsverhältnissen. Der Feingehalt, das heißt, die prozentuale Quantität des wirklichen, im Münznamen genannten wertvollen Metalles, beträgt bei unseren Gold- und Silbermünzen 900 Tausendstel, die übrigen 100 Tausendstel sind Zusatzmetalle von geringerem Wert. Die Doppelkrone, die 20 Mark gilt, besitzt deshalb keineswegs 20 Mark Gold, und daraus erkennt man ohne weiteres, daß ein Verdienst für den Staat herausspringt. Der Hauptzweck soll aber der sein, durch passende Auswahl der Zusatzmetalle eine Legierung zusammenzustellen, von solchen Eigenschaften, daß sie der Abnutzung im Gebrauch viel weniger unterworfen ist, als reines Metall. Das glühend-flüssige Schmelzgut wird danach in Formen gegossen, die die Gestalt hoher, schmaler Kästen haben. Ist der Gußinhalt erkaltet, so entleert man die Formen, die Metallstücke bringt man in eine andere Abteilung, ein mit Maschinenkraft arbeitendes Walzwerk, und da dehnt man sie zu Zainen aus. Das sind die Blechstreifen, aus denen man die kreisrunden Marken, die zukünftigen Goldstücke, ausstanzt. Während die Rohzaine gegen ½ Meter lang und ½ bis 1 Zentimeter dick sind, messen die fertig gewalzten Zaine ungefähr 1 Meter und in der Breite je nach der Art des Stückes dessen ein- bis dreifachen Durchmesser. Die Hauptsache aber bei dem Walzprozeß ist die Erlangung der richtigen Stärke des Geldstückes, weshalb man den Zain so genau wie möglich auf diese Dicke auszieht. Zu dem Zweck kann man die betreffenden Gänge des Walzwerks durch Richtmechanismen einstellen. Damit wären die Zaine für die folgende Abteilung, fertig, die Stanzerei, wo man den einzelnen Zain unter dem Stempel der Stanzmaschine durchgehen und aus seiner Fläche eine runde Marke nach der anderen abschneiden läßt. Ein großes Loch neben dem anderen entsteht, die Lochreihen parallel zur Längskante haben schließlich fast die ganze Fläche verzehrt, während die Marken fein säuberlich aufgefangen und zur Rändelmaschine überführt werden. Die ausgestanzten Zaine wandern in die Gießerei zurück. An der Rändelmaschine schüttet man die Marken in einen rohrartigen Einlauf, sie geraten in das sinnreich konstruierte Innenwerk, wo sie von den stählernen Formenbacken automatisch gefaßt werden und rings in die schmale Seite die Inschrift, Verzierungen usw. oder die Riffelung eingedrückt erhalten. Hier bleibt ferner ein „Grat" um das Stück herum stehen, den wir nachher am ausgeprägten Geld schauen; er soll die Möglichkeit einer späteren mutwilligen Beschädigung beseitigen. Bevor wir weiter gehen, erwähnen wir bei diesem Stadium des Fabrikationsganges zwei Zwischenarbeiten, die sich zuvor und danach einreihen, und zwar das Justieren und dann das Glühen und Beizen. Das Justieren hat den Zweck, die einzelnen Geldstücke präzis auf die vorgeschriebene Schwere zu korrigieren, weshalb die roh bearbeiteten Marken mittels hochempfindlicher Wagen gewogen und gleichzeitig sortiert werden. Trotzdem im Walzwerk beispielsweise dem Zug für die richtige Blechstärke der Zaine große Aufmerksamkeit geschenkt wird, kann man es wegen der Natur des Metalles doch nicht vermeiden, daß die später ausgestanzten Marken im Gewicht ein wenig differieren. Am Justierapparat verraten sich die zu leichten, die in die Schmelze zurückgeworfen, und die zu schweren, die vorsichtig abgeschabt werden. Die normalen transportiert man in die Hauptwerkstätte, zur Ausprägerei. Von den beiden anderen Zwischenverrichtungen soll das nochmalige Ausglühen den Stücken die Sprödigkeit nehmen, die der Walzprozeß hinterließ; das Beizen, mit verdünnten Säuren, entfernt die dünnen Schmutz-, Oxyd- und Fettschichten. Die eigentliche Prägmaschine stellt ein besonderes, eisernes Bauwerk dar, dessen höhere, aufrechte Vorderwand an das Aussehen einer kleinen Bühne erinnert. In ihrer Höhlung in der Mitte bewegt sich der vertikale Oberstempel auf und ab, wobei er sich mit jedem Schlag dem ihm entgegengerichteten Unterstempel nähert. Die Bewegung vermittelt eine von der Transmission angetriebene Welle mit Schwungrad, unter Zuhilfenahme eines Gestängewerkes, der Teil der Maschinerie befindet sich im ganzen hinter der Stempelwandung. Vor ihr ist der Platz zum Einwurf der soweit fertig bearbeiteten Marken eingerichtet, die durch ein senkrechtes, kurzes Rohr eingelegt und von einem Schieber zwischen die Stempelstähle einzeln weitergerückt werden. Jedes Stück liegt im gegebenen Moment vor der Spitze des Stempelstahls, die natürlich das betreffende Prägebildnis in Gestalt scharfkantiger Vertiefungen enthält. Unter dem hohen Druck der Maschine preßt sich das Bildnis ab auf die Fläche der Marke, und zwar schafft man gleichzeitig Avers und und Revers der Münze. Das Stück wirft der Zubringemechanismus auch automatisch wieder ab, führt das nächste ein und so fort. Nicht umsonst hat der Prägmann lange Reihen der halbfertigen Marken vor sich, denn die Maschine verarbeitet davon 3000 bis 4000 stündlich. Mit dem Verlassen des Prägwerkes wäre das Geldstück so ziemlich vollendet, man prüft schließlich noch von beliebigen, aus den Massen herausgegriffenen Münzen die richtige Schwere usw., dann verpackt und verwiegt man die einzelnen Geldsorten und bringt sie je nach Bedarf in Paketen in die Münzmagazine oder in den Verkehr. Die gesamte Geldfabrikation, so könnte man meinen, stellt doch aber unermeßliche Ansprüche an die moralische Festigkeit der darin Arbeitenden. Das mag früher richtig gewesen sein, heute indes steht es um diese Sache etwas anders, weil den Uebergang des Metalles von einer Abteilung der Münzwerkstätte zur anderen die Wage kontrolliert. Bei der Bearbeitung des Geldes z. B. wendet man so exakte Wagen an, daß sich, abgesehen vom äußerst geringen, natürlichen Verlust, die kleinste Fehlmenge kundgeben würde. k. h.



Das Prägen des Geldes.
Auf dem Bilde ruht die rechte Hand des Prägers auf den bereits abgewogenen Münzplatten, während seine linke Hand auf dem Rohr liegt, durch das die Münzplatten zur Prägung in die Münze gelangen.

Neue Bücher. Gute Novellenbücher gehören gegenwärtig zu den Seltenheiten der literarischen Produktion; ein Buch, wie Hans Müllers starker Novellenband „Geheimnisland", ist daher mit Freuden zu begrüßen. Form und Stoffwahl verraten Können und künstlerische Eigenart. — Ompteda's neuer Roman „Droesigl" ist, wie alle Schöpfungen dieses Autors, flott erzählt; innerlich warm wird man jedoch bei dieser Schilderung der hohen Finanz und Militäraristokratie nicht. — Emil Ermatinger's Buch „Der Weg ins Leben" und Friedrich Paarmanns Ostmarkenroman „Deutschkloster" geben die Entwickelungsgeschichte einer Jugend, in die das heimatliche Kolorit seine Nuancen hineinspielt. Beide Bücher sind kulturhistorisch nicht uninteressant, nur wirken sie etwas steifleinen; die einzelnen Personen könnten kräftiger geprägt, die einzelnen Situationen farbiger gemalt sein. — Plaudereien, wie sie der Berufsjournalist für den Tag schreibt, gibt Georg Hermann in seinem Buch „Sehnsucht"; er steht viel Binsenwahrheit auf diesen Blättern; manches ist aber auch mit eigenen Augen geschaut und mit eigenen Worten gesagt. — Alle diese Bücher sind bei Egon Fleischel u. Co. in Berlin erschienen.

Fritz Rassows zweibändiger Roman „Die drei Gemälde des Lipps Tullian" ist ein übermäßig in Breite gezogenes phantastisches Werk, das nur mit Mühe durchgeackert zu werden vermag. Gabriele d'Annunzios Art scheint bei diesem Buche Pate gestanden zu haben: die Geschehnisse lassen kalt, die Menschen sind konstruiert, die Schilderung spielt mit dem Grotesken. — Auch ein Balkan-Roman „Golgatha" ist zu nennen. Der Verfasser Dr. Wladan Georgewitsch (serbischer Ministerpräsident a. D.) gibt sich als guter Schilderer seiner Heimat. Im Mittelpunkt seines Buches steht König Milan, der als slawischer Uebermensch gezeichnet ist. Rußlands Einfluß auf die innere Politik Serbiens gibt der Handlung die nötige „Spannung". — Die Werke Hans Memlings, eines der besten alten niederländischen Meister, führt uns der neue (14.) Band der „Klassiker der Kunst" vor. Memling gilt, was Feinheit der Stimmung und Grazie der Darstellung anbetrifft, als einer der künstlerisch vornehmsten Vertreter der niederländischen Schule des 15. Jahrhunderts. Wie bei den meisten Malern seiner Zeit sind die von ihm gewählten Motive religiöser Art; aber immer ist er ganz Poet, der überall die Schönheit im Rein-Menschlichen sucht und sie vollendet darzustellen weiß. Den gut gelungenen, zahlreichen Reproduktionen dieses Bandes ist eine knappe, jedoch hinreichend orientierende Einleitung des Herausgebers Karl Voll beigegeben. Auch dieser neue Band der „Klassiker der Kunst" stellt sich seinen Vorgängern ebenbürtig zur Seite. — Die genannten Bücher sind bei der „Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart erschienen. — Ein Fabelbuch „Vögel" von Robert Walter (-Freyr) ist im Verlage von Alfred Janssen (Hamburg) erschienen. Einiges aus dem Inhalt dieses Buches, das sowohl sprachlich wie gedanklich viel Schönes enthält, brachten wir im März d. J. zum Abdruck. — Schließlich sei noch „Die Glücksbude" von Ernst Preczang erwähnt, die unsere Leser aus der „Neuen Welt" (Jahrgang 1907) kennen; das bei Haupt u. Hammon in Leipzig erschienene Buch gelangt in einer vornehmen Ausstattung (Preis 2 Mk.) zur Ausgabe.

Nachdruck des Inhalts verboten!
Verantwortl. Redakteur: L. Salomon-Lessen in Berlin (Nieder-Schönhausen). — Verlag: Hamburger Buchdruckerei und Verlagsanstalt Auer & Co., Hamburg.
Druck: Vorwärts Buchdruckerei und Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW. 68.